

Besuch bei Rilke

Autor(en): **Klipstein, Editha**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): - **(1931)**

Heft 11

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-853432>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Besuch bei Rilke

von Editha Klipstein

Gerichtet an Ilse Erdmann, gest. 1924 in Laubach,
Tochter des Philosophen Benno Erdmann

München VII. 15.

Nun Ilse, dieser Brief wird Dir Vergnügen machen. Gestern war ich zu Rilke eingeladen, war über drei Stunden dort, und es war wunderschön.

Er wohnt jetzt in der Widemeyerstraße 32 im Hause der Schriftstellerin Herta Koenig. Sie hat ihm ihre Wohnung überlassen, während sie in Westfalen weilt.

– Ich wurde erwartet. Das Mädchen führte mich gleich in sein Zimmer. Alles sehr hell, sehr elegant. Rilke, gleichfalls sehr elegant, was Schuhe usw. anbelangt, – darüber der Dichter! – kam mir entgegen und begrüßte mich aufs freundlichste. Mit einer reizenden, fast altmodischen Courtoisie.

Der große Picasso, (einer aus der frühern Zeit) nahm fast die ganze eine Wand ein. Gegenüber hing ein großer Marées. Die Betrachtung der Bilder war das erste. Dann setzten wir uns auf eine breite Ottomane, das Mädchen brachte den Tee mit allem Zubehör herein und stellte das Brett zwischen uns aufs Sofa, – und nun kam so vieles! Er betrachtete Deine Photographie, die August Macke machte, und meinte, Du habest etwas Russisches im Ausdruck, das ihm nahe läge, das er liebte –. Dann fragte er noch einmal nach Deinen körperlichen Leiden, wie Du sie erträgest, und erwähnte, wie sehr er sich selbst vor körperlichen Schmerzen fürchte. Er fragte, welche seiner Bücher Du am meisten liebtest und ich nannte verschiedene: das *Stundenbuch*, – *Malte Laurids Brigge*. –

Nun begann er zu erzählen von der Entstehung des M. L. B. Es sei 1904 in Rom gewesen. Ursprünglich habe er das Gespräch von zwei Russen niedergeschrieben, die sich dann von Malte unterhalten hätten. Schließlich erbte einer den Nachlaß des Malte, und allerschließlichst interessierte ihn, Rilke, Malte mehr als die zwei Russen, und er begann das Buch in seiner jetzigen Form. Das erste seien dann die Szenen mit der Christine Brahe, das zweite der Tod des Kammerherrn gewesen.

Daran habe sich dann das übrige geschlossen. Eigene Erinnerung sei es nur im sublimiertesten Sinn.

Er selbst habe eine furchtbare Jugend gehabt. Nie zu verwinden. «Alles wird in der ersten Jugend bestimmt –.» Bis aufs äußerste in der Jugend verhätschelt, sei er von heut auf morgen in eine harte Militärschule, in gebrauchte Anzüge gesteckt worden, – in unerträgliche Zucht. –

Ich meinte: Überwundene Hindernisse könnten doch auch verstärkte Kräfte werden.

Er: Schwierigkeiten, die auf dem eignen Wege liegen, ja, andre nicht. In der Schule sei es ihm gewesen, als habe er einen tödlichen Schlag vor den Kopf bekommen. Die Hälfte seiner Kräfte habe ihm die Schule genommen, – für immer. –

– – Er begann von Rußland zu erzählen. «Dort erlebte ich doch wunderbare Dinge in den Abendschulen. Wie die Menschen hungerten nach Büchern wie nach Brot. Und wie gewissenhaft sie gewesen seien, ein Buch durchzulesen. Das kennten wir zerstreuten Menschen gar nicht mehr, diese Gewissenhaftigkeit. Sie hätten vor einem Buch Respekt gehabt wie vor einem Menschen.

Und dann in Schweden. Wie schön auch dort noch. Er sei dort aufgefordert worden, weit über Land zu kommen, um ein Gedicht zu sagen. Man habe dieses eine Gedicht angehört und nicht nach mehr verlangt, aber sich wirklich gefreut über das eine Gedicht.

Wann käme bei uns so etwas vor, die wir nur noch die letzten Verarbeitungen in Zeitschriften zu lesen kräftig genug wären.

Er habe einmal Lust gehabt, in Deutschland eine Schule zu gründen, wie er sie in Schweden angetroffen, diese Lust aber wieder verloren. In Deutschland würde immer alles gleich zu einem Befehl: sich frei zu entwickeln.

– Jetzt langes Gespräch über Flaubert! Zuerst über Bouvard und Pécuchet. Dieses Buch habe die ganze Rücksichtslosigkeit der Alterswerke, den schroffen großen Umriß eines alten Rembrandt. Welch ein Aufwand von Arbeit für ein Buch! Welch eine tragische Kritik an dem Begriff «Arbeit». Denn dieses Buch mußte unvollendet bleiben, nicht nur in der äußeren Gestalt. –

Nun konnte ich auch, ohne die geringste Künstlichkeit, von der *éducation sentimentale* sprechen. Ich hatte ihm schon angeboten, die erste Fassung (die er nicht kannte) zu leihen, und er war erfreut darauf eingegangen.

– Du kannst Dir denken, wie schön es war, so natürlich sich mit ihm aussprechen zu dürfen! – *Gut* ist der wahre Kontrast, *schlecht* der unwahre, – so leicht dies vor einer Leinwand zu demonstrieren ist, – so schwer ist, es in einer Unterhaltung zu betätigen!

Rilke hat die Angleichung im höchsten Maße (die Laotse empfiehlt!). Seine zarte Liebenswürdigkeit ist nichts anderes wie die der Form des Mantels sich bequemenden Hände, — wenn er nämlich leise dem anderen diesen Schutzüberzug abnimmt. —

So ist er zugleich zarte Liebenswürdigkeit und eisige Kälte, – und die letztere ist es, in der man sich dann menschlich geborgen fühlt, (wie im Zynismus Flauberts). Man tritt ein in die große Gemeinsamkeit, die, weil sie das Persönliche endlich ausschaltet, einmal das Wahrste von uns vorherrschen läßt, und dem Wahrsten von uns endlich gerecht wird.

Ich vermute, daß Rilkes Eigenschaft als großer Europäer damit zusammenhängt, daß er ehrfurchtsvoll (mit Ehrfurcht vor der Wahrheit), aber ohne jede sentimentale Voreingenommenheit die großen Geister Europas berührte, und die Notwendigkeit ihrer Klangverschiedenheit prüfte. —

Diese Kälte an ihm machte es so schön möglich, daß ich gar nicht über seine Gedichte mit ihm zu sprechen brauchte, – was ich auch nicht gekonnt hätte. Ich sagte ihm, in der Ausdrucksform sei ich von jeher auf das Epische angewiesen gewesen, – auch lesender Weise. Das Lyrische habe mir viel ferner gelegen.

Bei dem « Klanglichen » blieben wir noch eine ganze Weile. Er sagte, daß er Regina Ullmann sehr schätze. Sie sei eine wahre Dichterin. Ich werde sie kennen lernen.

– Dann sprach er noch längere Zeit über das *Schaffen*. Wie leicht es in der Jugend sei, später, wie schwer! Wenn das Gelingen und Gelungensein einer Arbeit oft schon ihr Todesurteil bedeute. Nicht *das* sei schwer: auf ein Ziel loszugehen, sondern: bereits den nächsten Punkt zu wissen, das, was er unverletzt offen ließe zum nächsten Ziel. Er begreife Rimbaud, der plötzlich aufhörte, Dichter zu sein. Nicht, weil er ein schlechter Dichter war, sondern weil die glatte Lösung seines Gelingens ihm nichts Neues mehr erschloß. Furchtbar sei es, augenblicksweise in der Luft zu hängen. —

– – Dann fragte er nach Spanien, und ich mußte sagen, daß ich allerdings niemals die Sehnsucht dorthin verlöre. Vornehmlich nach Castilien. « Meinen Sie nicht, » sagte er, « daß wenn auch *wir* die Landschaften verlassen, sie *uns* doch nie verlassen! »

Er ließ sich verschiedene kleine Episoden erzählen, vom alten Daniel Zuloaga, von Ignacio, von seinen «drei Cousinsen», – von unsrer ganzen kleinen Existenz in unsrem Kloster da unten. Wie Mme. Bréval (von der Pariser Oper), mit Ignacio zusammen, im Auto, die Kerzen in der Hand, zur kleinen Kirche in San Lorenzo fuhr, – zur Madonna. – «Und Sie und Ihr Mann haben sich wirklich im Prado kennen gelernt? Wie hübsch.»

Ich frischte, zu meinem eigenen Vergnügen, das Bild wieder auf, – wie wir an einem herrlichen Sommernachmittag mit den Zuloagamädchen zurückgekommen waren, im Wagen, von Rio Frio, immer entlang am majestätischen Gebirge der *Mujer muerta*, – und wie der Wagen nur so gejagt war, und die jungen Offiziere von Rio Frio auf ihren Pferden uns rechts und links begleitet hatten, die Zweige unterwegs von den Blütenbäumen gerissen und uns ganz damit bedeckt hatten. Ja – da war man jung, und hatte außerdem die herrliche alte Welt vor Augen. Was für reiche Tage des Glücks. –

Rilke fragte, ob ich auch Italien kenne, und ich beklagte, auf unserer italienischen Reise, noch mit meinem Vater zusammen, – erstens zu jung gewesen zu sein, und zweitens hätten wir, auf dieser Einladung zum römischen Kongreß, in ganz Italien nichts wie deutsche Bekannte getroffen. Das Schönste sei eigentlich Sizilien gewesen, wohin wir schließlich flohen, um allein zu sein –. Und allerdings Venedig!

– Nun kam Rilke noch auf Venedig zu sprechen, und das war wunderschön. Er sei das letzte Mal dort mit der Duse zusammen gewesen. Sie sei außer sich gewesen, daß man sie in Deutschland nicht habe spielen lassen, so wie *sie* es wünschte. Reinhardt habe ihr ungewünschte Rollen aufdrängen wollen. – Jetzt sei sie krank, schwerer geworden als früher. All ihre Produktionskraft sei beängstigend ins tägliche Leben übergegangen, – sie habe aus Kleinigkeiten Dramen gemacht, den Himmel sich bewölken lassen, – die Sonne scheinen lassen – oft sei man, nach Stunden des Zusammenseins mit ihr, – wie zerschlagen gewesen. Sie wollte in Venedig eine Weile bleiben, und ein Engländer bot ihr im Palazzo Pisani eine Wohnung im 3. Stock an. Er, Rilke, ging mit ihr die Wohnung betrachten. Die Treppe sei bis in den dritten Stock hinauf eine Palasttreppe gewesen. Dieses Schauspiel, die Duse sie hinansteigen zu sehen! Die erste Treppe wie eine Fürstin; die zweite zögernd, etwas asthmatisch – die dritte wie eine Bettlerin.

Oben habe die herrliche Wohnung sie zuerst wieder belebt. Die Aussicht, die prachtvollen Möbel, die Kostbarkeiten. Aber dann: Alle

Tage diese Treppe steigen! Alle Tage an diesem Tisch sitzen müssen, diese Dinge sehen müssen, diese Aussicht aus den Fenstern!

Und nun habe die Duse die ganze Wohnung verbrannt. Jedes Ding habe sich unter ihrer Melancholie gekrümmt wie ein verbranntes Stück Papier. Nichts sei übrig geblieben. Trostlos sei sie gegangen. Sie nahm die Wohnung nicht, sie blieb nicht in Venedig, sie sei die unglücklichste Frau. Wahrhaft produktiv, und nichts Großes, in das sie sich noch gießen könne. — — —

Rilke wünscht jetzt, die Geschichte eines Mannes zu schreiben, der *alt* geworden sei. Alterswerke interessierten ihn über alles. Der alte Tizian, der alte Rembrandt: Der Held solle ein Venezianer sein, der fünfundachtzig Jahre alt würde, Feldherr, Dichter, Lebenskünstler war.

— Schließlich brach ich dann doch auf, hatte aber nicht das Gefühl zu lange geblieben zu sein. Er versprach noch, mir eine Übersetzung aus dem heiligen Augustin zu schicken. Er sei unbefriedigt von den vorhandenen. Freilich seien diese von ihm übersetzten 18 Kapitel Manuskript geblieben.

Er brachte mich noch hinaus, und während ich die Treppe hinabstieg, beugte er sich oben über das Geländer und rief mir nach: Es war sehr schön!

— Übrigens erwartet Rilke bald einen Brief von Dir. Deine Briefe hülften ihm, sagte er, — laß ihn also nicht zu lange damit warten.